

Flora Annie Steel  
Englische Märchen



Flora Annie Steel

# Englische Märchen

Zum ersten Mal ins Deutsche  
übertragen von Heike Holtsch

Mit den 60 Illustrationen von Arthur Rackham  
aus der englischen Originalausgabe



Anaconda

Titel der englischen Originalausgabe: *English Fairy Tales*.  
Erstmals erschienen 1918 bei Macmillan and Co., Limited, London.  
Grundlage der Übersetzung ist die 2. Auflage (1922).  
Aus dem Englischen von Heike Holtsch, Translator in Residence  
im Europäischen Übersetzerkollegium Straelen (01.07. – 30.09.2018).



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2019, 2020 by Anaconda Verlag,  
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Alle Rechte vorbehalten.  
Umschlagmotiv: Illustration zu »Dick Whittington  
und seine Katze« von Arthur Rackham (1867–1939)  
Umschlaggestaltung: [www.katjaholst.de](http://www.katjaholst.de)  
Satz und Layout: [www.paque.de](http://www.paque.de)  
Druck und Bindung: CPI Books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-7306-0720-6  
[www.anacondaverlag.de](http://www.anacondaverlag.de)

# Inhalt

- 7 Sankt Georg, der Schutzpatron von England
- 24 Die drei Bären
- 32 Tom-Tit-Tot
- 46 Die goldene Schnupftabakdose
- 64 Das Lumpenmädchen
- 71 Die drei Federn
- 83 Jack, der Faulpelz
- 87 Jack, der Riesen-Schreck
- 113 Die drei Dummköpfe
- 121 Die goldene Kugel
- 127 Die beiden Schwestern
- 136 Der Lindwurm von Bamborough Castle
- 144 Titty Maus und Tatty Maus
- 148 Jack und die Stangenbohnen
- 166 Der Schwarze Stier von Norroway
- 176 Das Mädchen im Katzenfell
- 184 Die drei kleinen Schweinchen
- 191 Nichts und wieder nichts
- 206 Mr und Mrs Vinegar

216	Die wahre Geschichte des Sir Thomas Thumb
228	Henny-Penny
233	Die drei Köpfe an der Quelle
245	Mister Fox
252	Dick Whittington und seine Katze
267	Die alte Frau und ihr Schweinchen
271	Das flinke Fladenbrot
277	Jack auf der Suche nach dem Glück
282	Das Schreckgespenst
287	Rotkäppchen
291	Childe Rowland
303	Die Schlauköpfe aus Gotham
312	Die Binsenmagd
324	Die Waisen im Wald
330	Der Rote Riese
337	Der Fisch und der Ring
345	Ach, du lieber Himmel!
347	Meister aller Klassen
349	Molly Whuppie und der Riese mit den zwei Gesichtern
359	Der Esel, der Tisch und der Stock
364	Die Quelle am Rand der Welt
369	Der Rosenstrauch
377	Illustrationen



## Sankt Georg, der Schutzpatron von England

Mitten in einem finsternen Wald wohnte vor langer Zeit eine böse Hexe namens Kalyb. Ihr grausamer Ruf eilte ihr weit voraus, und nur wenige Menschen wagten sich so tief in den Wald hinein und brachten den Mut auf, in das goldglänzende Horn zu stoßen, das über dem eisernen Tor hing, hinter dem Kalybs Hexenreich lag. Kalyb hatte schon fürchterliches Unheil angerichtet, doch am liebsten stahl sie neugeborene Babys, um sie dann zu töten.

Ein solches Schicksal hatte sie auch dem Sohn des Grafen von Coventry zgedacht. Die Mutter des kleinen Jungen war

bei seiner Geburt gestorben, und da der Graf der engste Vertraute des Königs war und oft mit ihm durchs ganze Land reiste, war es einer verschlagenen Hexe wie Kalyb ein Leichtes, die arglosen Kindermädchen durch ein paar Zaubersprüche mit einem Bann zu belegen und ihnen das unschuldige Baby zu rauben.

Dem kleinen Jungen aber war ein furchtloses Leben voller Wagemut bestimmt, denn seit seiner Geburt trug er auf der Brust das Abbild eines Drachen, auf der rechten Hand ein blutrotes Kreuz und am linken Bein ein goldenes Band.

Von diesen Zeichen war Kalyb, die sonst so grausame Hexe, derart beeindruckt, dass sie von ihrem Vorhaben abließ und das Kind, das von Tag zu Tag schöner und stärker wurde, fortan hütete wie ihren Augapfel. Als zweimal sieben Jahre vergangen waren, erwachte in dem Jungen die Sehnsucht nach ruhmreichen Abenteuern. Aber die Hexe wollte ihn nicht gehen lassen.

Der junge Mann konnte der niederträchtigen Übeltäterin jedoch nichts abgewinnen. Also versuchte sie mit allen Mitteln, ihn zu überzeugen. Eines Tages nahm sie ihn an die Hand und führte ihn zu einem goldglänzenden Schloss, in dem sechs tapfere Ritter lebten wie Gefangene.

»Sieh nur!«, sagte sie. »Das sind die sechs Verfechter der Christenheit. Wenn du bei mir bleibst, sollst du der siebte sein. Du sollst dich von nun an Sankt Georg nennen und zum Schutzpatron von England werden.«

Aber der Junge wollte nicht bleiben.

Daraufhin führte sie ihn zu einem prächtigen Stall, in dem sieben stolze Rösser standen. »Sechs der Pferde gehören den sechs Rittern«, sagte die Hexe. »Das siebte ist das edelste, schnellste und stärkste, das die Welt je gesehen hat. Es heißt Bayard, und wenn du bei mir bleibst, soll es dir gehören.«



Aber der Junge wollte nicht bleiben.

Also ging sie mit ihm in die Waffenkammer. Dort legte sie ihm einen stählernen Harnisch an und setzte ihm einen goldverzierten Helm auf. Dann gab sie ihm ein scharfes, stählernes Schwert in die Hand und sagte:

»Diese Rüstung kann nichts durchdringen, und dieses Schwert mit Namen Ascalon durchtrennt alles mit einem einzigen Hieb. Sie sollen dein sein, wenn du nur bei mir bleibst.«

Aber der Junge wollte nicht bleiben.

Da wusste sich die Hexe keinen anderen Rat, als ihm ihren Zauberstab und damit die Macht über ihr ganzes Hexenreich zu geben.

»Jetzt wirst du doch wohl bei mir bleiben«, bat sie ihn.

Als der Junge den Zauberstab in die Hand nahm, stieß er damit gegen einen riesigen Felsblock. Der Fels sprang entzwei, und siehe da, in einer ebenso riesigen Höhle darunter lagen all die unschuldigen Neugeborenen, die von der bösen Hexe getötet worden waren.

Nun aber besaß der Junge die Macht über alles in Kalybs Reich, und so befahl er ihr, ihm den Weg zu diesem Ort des Schreckens zu zeigen. Als sich die Hexe zwischen die beiden Felshälften zwängte, um zu der Höhle hinunterzusteigen, berührte er den Fels abermals mit dem Zauberstab. Und siehe da, die beiden Hälften schlossen sich sogleich. Nun sitzt die Hexe für immer und ewig dort fest, und das taube Gestein lässt ihr Wehgeschrei ungehört verhallen.

So befreite sich Sankt Georg aus dem Hexenreich. Er schwang sich auf Bayard, und die sechs Ritter der Christenheit auf ihren sechs Rössern nahm er mit.

Gemeinsam ritten sie nach Coventry, wo sie sich neun Monate lang im Kampf mit allerlei Waffen übten. Als der nächste

Frühling nahte, brachen sie auf, um als fahrende Ritter, die kein Abenteuer scheuten, in ferne Länder zu ziehen.

Dreißig Tage und dreißig Nächte ritten sie ohne Rast, und als der neue Monat anbrach, fanden sie sich in einer weitläufigen Talsohle wieder. Aus deren Mitte ragte eine goldglänzende Säule empor, an der sich sieben Wege kreuzten. Dort sagten die tapferen Ritter einander Lebewohl. Dann setzten sie ihre Reise mutigen Herzens fort, ein jeder in eine andere der sieben Richtungen.

Sankt Georg ritt auf Bayard, seinem stolzen Ross, bis zur Küste. Dort lag ein stattliches Schiff vor Anker, das nach Ägypten fahren sollte. Sankt Georg schiffte sich ein, und als er nach der lang währenden Überfahrt von Bord ging, war die Nacht bereits hereingebrochen und hatte das ferne Land in Dunkelheit und Stille gehüllt. An einer armseligen Einsiedelei bat er um ein Nachtlager, woraufhin der Eremit ihm sagte:

»Ihr seid ein edler Ritter aus England, Sir, das erkenne ich an dem Wappen auf eurem Harnisch. Aber Ihr kommt zu einer unglückseligen Zeit. Die wenigen, die noch leben, schaffen es kaum, all die Toten zu begraben, die dem schrecklichen Drachen zum Opfer gefallen sind, der hier Tag und Nacht sein Unwesen treibt. Wenn man ihm nicht jeden Morgen eine unschuldige Jungfrau zum Fraß vorwirft, wird er für die Menschen immer wieder zur tödlichen Plage. Und Plagen hat man hier schon mehr als genug erlebt. Seit vierundzwanzig Jahren geht das nun schon so, und jetzt ist im ganzen Land nur noch eine einzige Jungfrau übrig: Die schöne Königstochter Sâbia. Morgen soll auch sie ihr Leben lassen, wenn nicht ein furchtloser Ritter das Ungeheuer erlegt. Demjenigen, der das vollbringt, will der König seine Tochter zur Frau geben, und wenn die Zeit gekommen ist, soll er auch die Krone erhalten.«

»An der Krone bin ich nicht interessiert«, gab Sankt Georg freimütig zurück. »Aber die schöne Jungfrau soll nicht sterben. Ich werde das Ungeheuer zur Strecke bringen.«

Also schnürte Sankt Georg im Morgengrauen seinen Harnisch, setzte sich den goldverzierten Helm auf und schwang sich mit dem Schwert Ascalon in der Hand auf Bayard, um in das Tal des Drachen zu reiten. Auf dem Weg dorthin begegnete er einer Prozession von Klageweibern, die das schönste Fräulein begleiteten, das er jemals gesehen hatte. Überwältigt von Mitgefühl stieg Sankt Georg von seinem stolzen Ross, machte eine tiefe Verbeugung und sagte der jungen Dame, sie solle zum Palast ihres Vaters zurückkehren, da er diesen fürchterlichen Drachen nun töten werde. Die schöne Sâbia dankte ihm lächelnd unter Tränen und tat wie ihr geheiß, woraufhin sich Sankt Georg wieder aufs Pferd schwang und seinem gefährlichen Unterfangen entgegenritt.

Kaum hatte der Drache den unerschrockenen Ritter erspäht, ließ er aus seinem ledrigen Schlund ein Gebrüll ertönen, das furchterregender klang als ein Donnerschlag. Dann kroch er aus seiner grauenvollen Behausung und spreizte die Flügel, um sich auf seinen Gegner zu stürzen.

Der Drache war so riesig und sein Anblick so furchterregend, dass selbst die Hartgesottensten der Mut verlassen hätte. Ganze zwölf Meter maß sein golden schimmernder Leib von den Schultern bis zum Schwanz, die Schuppen auf seiner Haut glänzten silbrig, und tiefrotes Blut pochte in den dicken Adern seiner flammenden Flügel.

Und er war so grimmig, dass er den jungen Ritter schon beim ersten Angriff beinahe vom Pferd stieß. Der jedoch saß sogleich wieder fest im Sattel und schleuderte dem Drachen seine Lanze entgegen, die allerdings zu tausend Splittern zer-

barst. Daraufhin versetzte ihm das Ungeheuer einen Hieb mit dem Schwanz, der Ross und Reiter zu Boden stürzen ließ.

Doch wie der glückliche Zufall es wollte, landete Sankt Georg im Schatten eines blühenden Orangenbaums, dessen Duft die nützliche Nebenwirkung hat, giftsprühende Untiere fernzuhalten. Das verschaffte dem beherzten Ritter die Gelegenheit, wieder zu sich zu kommen und sich erneut dem Kampf zu stellen. Frischen Mutes stieß er Ascalon, das stählerne Schwert, in den funkensprühenden Leib des Drachen, woraufhin dieser pechschwarzes Gift spie, das dem Ritter den Harnisch versengte und ihn entzweibrechen ließ. Wäre nicht der Orangenbaum gewesen, hätte es mit Sankt Georg, dem Schutzpatron Englands, möglicherweise ein schlimmes Ende genommen. Doch so fand er abermals Schutz unter den blühenden Zweigen. Da sein Schicksal nun in den Händen des Allmächtigen lag, kniete er nieder und bat um die Kraft, das Ungeheuer zu bezwingen. Dann wagte er den nächsten Vorstoß, und diesmal rammte er dem Drachen das Schwert unter einem der flammenden Flügel direkt ins Herz. Sogleich wurde das Gras getränkt vom purpurroten Blut des sterbenden Ungeheuers. Sankt Georg schlug ihm den grässlichen Kopf ab, schnitzte aus der zersplitterten Lanze einen Speiß und steckte ihn darauf. Sodann schwang er sich auf Bayard, das stolze Ross, und machte sich auf den Weg zum Palast des Königs.

Als Ptolemäus – so hieß der König – die Nachricht erreichte, dass es Sankt Georg tatsächlich gelungen war, den gefürchteten Drachen zu bezwingen, ließ er die ganze Stadt schmücken und den jungen Ritter auf seidene Kissen gebettet in einer goldenen Kutsche mit Rädern aus Elfenbein zum Palast bringen. Begleitet wurde er von hundert in purpurnen Samt gehüllten, edlen Reitern auf strahlend weißen, prächtig ge-

schmückten Schimmeln und einer Schar von Musikanten, die zu Ehren des Drachentöters die lieblichsten Weisen spielten.

Die schöne Königstochter Sâbia höchstselbst verband dem geschwächten Ritter die Wunden und schenkte ihm angesichts ihrer Verlobung einen Ring mit einem Diamanten, der so makellos war wie klares Quellwasser. Nachdem der König ihm zum Zeichen der Ritterwürde ein Paar goldene Sporen angelegt hatte und er von einem köstlichen Festmahl gesättigt war, begab sich der erschöpfte Sankt Georg zur Ruhe und wurde von der schönen Sâbia, die auf einer goldenen Laute spielte, in den Schlaf gesungen.

So schien alles ein gutes Ende zu nehmen, aber ach, schon drohte erneutes Unheil.

Almidor, der König der Mauren, hatte bereits vor einiger Zeit um die Hand der Prinzessin angehalten, doch den Mut, sie vor dem Drachen zu retten, hatte er nicht aufgebracht. Als er nun erfuhr, dass ein tapferer, junger Ritter das Herz der Königstochter erobert hatte, beschloss er, ihn zu vernichten.

Er ging zu König Ptolemäus und erzählte ihm etwas, das zufällig sogar der Wahrheit entsprach: dass nämlich die schöne Sâbia ihrem Sankt Georg versprochen hatte, zum Christentum überzutreten und mit ihm nach England zu gehen. Darüber geriet der König dermaßen in Zorn, dass er nichts mehr von seiner Ehrenschild wissen wollte und sich darauf einließ, einen üblen Verrat zu begehen.

Er sagte Sankt Georg, um seine treue Ergebenheit erneut zu beweisen, müsse er sich einer weiteren Herausforderung stellen, die darin bestehe, dem König von Persien eine vertrauliche Nachricht zu überbringen. Weder sein Ross Bayard noch sein Schwert Ascalon dürfe er mitnehmen und sich auch nicht von seiner geliebten Sâbia verabschieden.

Schweren Herzens machte sich Sankt Georg auf den Weg, und nachdem er allerlei Gefahren überstanden hatte, erreichte er den Hof des Königs von Persien unversehrt. Doch voller Entsetzen musste er feststellen, dass die vertrauliche Nachricht lautete, man solle deren Überbringer töten, und er sogleich mit nichts als schäbigen Lumpen am Leib in einen finsternen Kerker gesteckt wurde. Dort schlug man ihn in eiserne Ketten und er hörte schon das ohrenbetäubende Gebrüll der beiden hungrigen Löwen, denen er zum Fraß vorgeworfen werden sollte. Aber Sankt Georgs Erbitterung über den niederträchtigen Verrat war so groß, dass sie ihm ungeahnte Stärke verlieh. Unter Aufbietung all seiner Kraft brach er die eisernen Stifte, mit denen die Ketten verankert waren, aus der Wand und, da er nun die Arme bewegen konnte, riss er sich ein paar seiner goldblonden Locken aus und wickelte sie sich zum Schutz gegen die scharfen Raubtierzähne um die Handgelenke. Als die Löwen auf ihn losgelassen wurden, stieß er ihnen die Arme so tief in die Rachen, dass sie erstickten. Dann riss er ihnen die Herzen aus und hielt sie seinen vor Angst schlotternden Bewachern unter die Nasen.

Daraufhin musste der König von Persien die Hoffnung, das Todesurteil jemals vollstrecken zu können, wohl begraben. Stattdessen ließ er die Gitterstäbe des Kerkers verdoppeln und Sankt Georg weiter dahinter schmoren. Sieben lange Jahre siechte der unglückselige Ritter bei trockenem Brot und schalem Wasser vor sich hin, in Gesellschaft von Ratten, Mäusen und Würmern, doch in Gedanken stets in der Ferne bei seiner Prinzessin.

Eines Tages jedoch entdeckte er in einer dunklen Ecke des Kerkers einen der eisernen Stifte, die er einst in erbitterter Wut aus der Wand gerissen hatte. Der Eisenstift war mittlerweile

halb durchgerostet, aber er erwies sich als noch stabil genug, um ein Loch in das Mauerwerk zu schlagen, hinter dem die königlichen Gärten lagen. Sankt Georg lauschte eine Weile, und als er Stimmen hörte, die nur von den Pferdeknechten stammen konnten, schlich er sich zu den Ställen und fand dort zwei von ihnen vor, die damit beschäftigt waren, ein Pferd aufzuzäumen. Den eisernen Stift, mit dem er sich befreit hatte, noch in der Hand, erschlug Sankt Georg alle beide, schwang sich auf das Pferd und ritt schnurstracks zu den Toren der Stadt. Dem Wächter des bronzenen Turms erzählte er, er sei Sankt Georg auf den Fersen, denn der sei gerade aus seinem Kerker ausgebrochen. Sogleich wurden die Tore geöffnet und Sankt Georg gab dem Pferd die Sporen. Noch bevor die ersten Sonnenstrahlen den Himmel rötlich färbten, hatte er sich vor den wirklichen Verfolgern in Sicherheit gebracht.

Es dauerte auch nicht lange, bis er – schon vollkommen ausgehungert – von einem hohen Felsen in nicht allzu weiter Entfernung einen Turm aufragen sah. Sankt Georg ritt darauf zu, um sich dort etwas zu Essen zu erbitten. Als er sich der Festung näherte, bemerkte er eine hübsche junge Dame in einem blaugoldenen Kleid, die trübselig hinter einem der Fenster saß. Sankt Georg saß ab und rief zu ihr hinauf:

»Wertes Fräulein! Wie ich sehe, treibt Euch eigener Kummer um, aber wärt Ihr dennoch so gut, einem christlichen Ritter, der ebenfalls sein Sorgenpäckchen zu tragen hat und kurz davor ist zu verhungern, eine stärkende Mahlzeit zu gewähren?« Woraufhin die junge Dame umgehend antwortete:

»Edler Ritter! Sucht das Weite, so schnell Ihr nur könnt! Denn mein Herr und Gebieter ist ein mächtiger Riese, der sich voll und ganz der Lehre Mohameds verschrieben und in seinem Übereifer geschworen hat, alle Christen zu vernichten.«

Darüber konnte Sankt Georg jedoch nur herzlich lachen. »Holdes Fräulein«, gab er zurück. »Dann richtet eurem Herrn und Gebieter aus, vor seinem Tor steht einer, mit dem er an Ort und Stelle gleich den Anfang machen kann. Aber nur, wenn er dabei nicht selbst erschlagen wird.«

Als der Riese diese kecken Worte hörte, eilte er sogleich bewaffnet mit einer riesigen Eisenstange herbei. Von verwachsener Gestalt, mit einem massigen Schädel voller Borsten wie die eines Wildschweins, glühenden Augen und Reißzähnen wie die eines Tigers war er eine derart monströse Erscheinung, dass Sankt Georg schon Zweifel kamen, ob er ihn überhaupt besiegen konnte – nicht weil er etwa Angst vor ihm gehabt hätte, sondern weil er so geschwächt vor lauter Hunger war. Doch dann besann er sich darauf, dass er ja einem höheren Wohl diene, und stellte sich ungeachtet dessen, dass er nicht einmal eine richtige Waffe besaß, dem Kampf. In dem Moment vermisste er sein stählernes Schwert Ascalon umso schmerzlicher, denn es wurde ein hartes Ringen, das bis zum Mittag dauerte. Dann aber, als der Riese schließlich über eine Baumwurzel stolperte, nutzte Sankt Georg seine Chance. Er rammte seinem Gegner den Eisenstift zwischen die Rippen und im nächsten Moment hauchte der Riese seinen letzten Atem aus.

Nun konnte Sankt Georg den Turm betreten, und die junge Dame – endlich von ihrem tyrannischen Herrn und Gebieter befreit – tischte ihm nicht nur eine Stärkung aus Köstlichkeiten und edlem Wein auf, sondern hielt auch frisches Wasser für sein Pferd bereit.

Nachdem er die Festung der Obhut der dankbaren jungen Dame überlassen hatte, ritt Sankt Georg weiter seines Weges und gelangte alsbald zum verwünschten Garten des Geisterbeschwörers Ormadine. In einem der Felsen dort steckte ein



magischer Säbel, so reich verziert, wie Sankt Georg noch keinen gesehen hatte. Der Gurt war mit Saphiren und Jaspissen besetzt und der Knauf aus reinem Silber gearbeitet. In golden ziselierter Schrift stand darauf geschrieben:

*Mein Zauber soll hier so lange walten,  
Bis ein Ritter aus Norden wird halten  
Um den schlummernden Säbel zu wecken.  
Wer dies vollbringt, dem wird es gelingen  
Ormadine die Zauberkraft abzuringen.*

Als Sankt Georg das las, zog er ein wenig am Griff des Säbels, eigentlich nur probenhalber, um festzustellen, wie viel Kraft er würde aufbringen müssen. Doch siehe da, schon hielt er den Säbel in der Hand – mit einer Leichtigkeit, als hätte er an nichts weiter als einem unverdrillten Seidenfädchen gehalten. Sogleich sprangen sämtliche Tore des verwunschenen Gartens auf, und Ormadine erschien höchstpersönlich. Das Haar stand ihm zu Berge, doch er küsste dem Schutzpatron Englands ehrerbietig die Hand und führte ihn zu einer Höhle, in der ein schlafender junger Mann lag. Er war in ein Laken aus goldenem Zwirn gehüllt, und um ihn herum saßen vier holde junge Damen, die ihn in fortwährenden Schlaf sangen.

»Dieser Ritter ist einer Eurer Gefährten«, erklärte Ormadine mit tiefer Stimme. »Sankt David von Wales, ein weiterer Hüter der Christenheit. Auch er wollte sich an dem verwunschenen Säbel versuchen, aber es gelang ihm nicht, ihn aus seinem Schlummer zu wecken. Doch du hast meine Zauberkraft gebrochen, und so wird auch er nun erwachen.«

Noch während Ormadines Worte verhallten, krachte und dröhnte es vom Himmel herunter, dass der Boden bebte wie nie

zuvor, und es dauerte kaum einen Wimpernschlag, bis von dem verwunschenen Garten nichts mehr zu sehen war. Der Schutzpatron von Wales erwachte aus seinem sieben Jahre währenden Schlaf und bedankte sich herzlich bei seinem Gefährten.

So schnell wie möglich setzte Sankt Georg seine weite, abenteuerliche Reise fort, bis er endlich wieder in Ägypten war, wo er seine geliebte Sâbia hatte zurücklassen müssen. Doch kaum war er dort angekommen, erfuhr er mit Entsetzen von demselben Eremiten, dem er einst bei seiner ersten Ankunft begegnet war, dass Ptolemäus die Prinzessin gegen ihren Willen König Almidor als eine weitere Frau für seinen Harem mitgegeben hatte. Sogleich machte sich Sankt Georg auf den Weg zur maurischen Hauptstadt Tripoli. Denn er war wild entschlossen, sich die Prinzessin zurückzuholen, die man ihm so hinterhältig abspenstig gemacht hatte.

In einen alten Umhang gehüllt, den er sich eigens zu diesem Zweck von dem Eremiten geborgt hatte, schlich er sich als Bettler verkleidet zu den Toren des Harems und sah mit Erstaunen, dass dort eine Schar von Armen, Schwachen und Bedürftigen kniete.

Sankt Georg ließ sich neben ihnen nieder und fragte, warum sie sich hier versammelt hatten. Daraufhin erklärte man ihm:

»Sâbia, die mildtätige Königin, braucht unser aller Beistand. Wir beten für Sankt Georg, den Schutzpatron von England, dem sie ihr Herz geschenkt hat, auf dass auch er beschützt werden möge.«

Als Sankt Georg das hörte, machte sein eigenes Herz einen Freudensprung. Und er selbst hätte am liebsten einen Luftsprung gemacht, als Sâbia – so schön wie eh und je, aber mit bleichem, bekümmertem Gesicht und in ein schwarzes Trauergewand gekleidet – vor den Toren des Harem erschien.



Schweigend gab sie jedem der Bittsteller ein Almosen, doch als Sankt Georg an der Reihe war, hielt sie inne. Eine Hand auf ihr Herz gelegt, sagte sie leise:

»Erhebt Euch, werter Mann. Ihr ähnelt so sehr einem Ritter, der mich einst vor dem sicheren Tod bewahrte, dass es Eurer nicht würdig ist, vor mir zu knien.«

Da stand Sankt Georg auf. Er machte eine tiefe Verbeugung und antwortete: »Genau der bin ich. Auch Ihr, werter Dame, seid mir unvergesslich geblieben. Ich trage noch bei mir, was Ihr mir dereinst zum Geschenk machtet.«

Er zog den Diamantring hervor und steckte ihn Sâbia an den Finger. Doch die hatte nur noch Augen für ihren geliebten Sankt Georg.

Als er ihr von dem Verrat erzählte, den ihr Vater gemeinsam mit Almidor begangen hatte, rief sie aufgebracht: »Verschwendet keine weiteren Worte darauf. Denn keine Sekunde länger bleibe ich an diesem vermaledeiten Ort. Noch ehe Almidor von der Jagd zurückkehrt, werden wir über alle Berge sein.«

Sie führte Sankt Georg in die Waffenkammer, wo sein stählernes Schwert Ascalon auf ihn wartete, und dann zu den Pferdeställen, wo sein pfeilschnelles Pferd Bayard aufgezäumt bereitstand.

Sogleich schwang sich Sankt Georg in den Sattel, und nachdem Sâbia mühelos wie ein Vögelchen, das sich in die Lüfte erhebt, hinter ihm aufgesessen hatte, brauchte er Bayard nur kaum merklich die Sporen zu geben und schon trug das stolze Ross sie schnell wie der Wind hinaus aus der Stadt, über Wüsten und durch Wälder, über Berge und durch Täler, über Flüsse und durch Bäche bis nach Griechenland.

Dort feierte das ganze Land die Hochzeit des Königs. Die Kunde, dass anlässlich der Feierlichkeiten ein großes Ritterturnier stattfinden sollte, hatte sich in der ganzen Welt verbreitet und auch die anderen sechs Verfechter der Christenheit erreicht. Alle sechs waren erschienen, und nun gesellte sich Sankt Georg als siebter dazu. Und er war nicht der einzige Schutzpatron, der in Begleitung kam, denn auch einige seiner Gefährten hatten junge Damen gerettet. Sankt Denis von Frankreich hatte die schöne Eglantine mitgebracht, Sankt Jakob von Spanien die liebliche Celestine und Sankt Anton von Italien die edelmütige Rosalind. Sankt David von Wales war nach sieben Jahren Schlaf voller Abenteuerlust. Sankt Patrick von Irland, zuvorkommend wie eh und je, hatte den sechs Prinzessinnen sicheres Geleit gegeben, die einst zu Schwänen verwunschen worden waren und sich abermals bei ihrem Befreier, Sankt An-

dreas von Schottland, bedanken wollten. Der Schutzpatron Irlands selbst hatte längst allem Weltlichen abgeschworen, um sich ganz der Verbreitung seines Glaubens zu widmen.

So waren die tapferen Ritter endlich wieder vereint und ihre edlen Damen wohnten ihnen bei, während sie sich im Lanzenstechen und anderen Disziplinen erprobten. Ein jeder der sieben Schutzpatrone forderte an einem der sieben Tage unter seinem Wappen die anderen Turnierteilnehmer heraus.

Doch plötzlich platzten hundert Herolde von hundert heidnischen Völkern dieser Welt mitten in das fröhliche Treiben hinein und erklärten der gesamten Christenheit den Krieg.

Daraufhin kamen die sieben Schutzpatrone überein, dass ein jeder in sein Heimatland zurückkehren solle, um zunächst die Dame an seiner Seite in Sicherheit zu bringen und dann ein Heer zusammenzustellen. Sechs Monate später wollten sie einander wiedertreffen und sich mit vereinten Streitkräften zu einer Legion zwecks Verteidigung der Christenheit zusammenfinden.

Und so geschah es. Mit Sankt Georg als oberstem Heerführer zogen sie nach Tripoli, unter dem Marschruf:

*»Als Christen werden wir uns in den Kampf begeben,  
Als Christen bezahlen wir mit unserem Leben.«*

Der hinterhältige König Almidor kam im Gefecht mit Sankt Georg zu Tode. Froh darüber, baten seine Untertanen den Schutzpatron, ihr König zu werden. Er willigte ein, und nach seiner Krönung zogen die christlichen Heere weiter nach Ägypten. Als Ptolemäus die Legion herannahen sah und ihm klar wurde, dass er sie niemals würde besiegen können, stürzte er sich von den Zinnen seines Palastes in den Tod. In Anerken-

nung ihrer ritterlichen Tugenden und Tapferkeit boten seine ehemaligen Gefolgsleute den Verfechtern der Christenheit die Krone an, und die Wahl fiel einstimmig auf Sankt Georg.

Nachdem der Schutzpatron Englands also abermals zu einem Herrscher gekrönt worden war, zog die christliche Legion weiter nach Persien, wo man Sankt Georg einst sieben Jahre lang in einem Kerker hatte schmoren lassen. In einem erbitterten Kampf, der sieben Tage dauerte, wurden zweihunderttausend seiner Gegner getötet, und viele derer, die zu entkommen versuchten, ertranken im Meer. Als der persische Herrscher selbst Sankt Georg in die Hände fiel und sechs seiner Gefolgsleute von dessen sechs Gefährten gefangengenommen wurden, blieb den Persern nichts anderes mehr übrig, als sich zu ergeben.

Die Verfechter der Christenheit ließen Gnade walten und behandelten die Besiegten wie Ehrenmänner, hatten diese ihnen doch zugesagt, fortan christliche Regeln walten zu lassen. Aber der persische Herrscher war ein hinterhältiger Tyrann, der sämtliche Vereinbarungen missachtete. Er beauftragte den bösen Zauberer Osmond damit, die sieben Schutzpatrone mit einem Bann zu belegen, der sie so träge und faul werden ließ, dass sie ihre Waffen niederlegten. Bei Sankt Georg wirkte der Zauber allerdings nicht. Und da er es natürlich nicht dulden konnte, dass seine Gefährten in Müßiggang verfielen, schärfte er ihnen ein, niemals ihre Schwerter beiseite oder gar ihre Rüstungen abzulegen, und zwar so lange, bis man den hinterhältigen Herrscher samt seinen Gefolgsleuten in genau den Kerker gesperrt hatte, in dem Sankt Georg sieben lange Jahre hatte ausharren müssen.

Als das geschafft war, übernahm Sankt Georg die Herrschaft über Persien und übertrug seinen sechs Gefährten die Aufgaben der sechs Gefolgsleute des gestürzten Herrschers.

Er kleidete sich in ein prächtiges, reich verziertes grünes Gewand und einen goldbestickten purpurnen Umhang mit Hermelinbesatz und bestieg den von Elefanten aus reinstem Alabaster gestützten Thron. Sodann verkündeten die Herolde der jubelnden Menschenmenge:

»Lang lebe Sankt Georg, der Schutzpatron von England und Herrscher über das Maurenreich, Ägypten und Persien!«

Die Gesetze, die Sankt Georg erließ, waren so gut und so gerecht, dass ganze Heerscharen heidnischer Völker herbeiströmten und Christen wurden. Da war es an der Zeit, die Regierungsgeschäfte seinen treuen Gefährten zu überlassen, Waffenstillstand mit dem Rest der Welt zu schließen und nach England zurückzukehren. Dort lebte er in Coventry noch viele Jahre lang mit der ägyptischen Prinzessin Sâbia, die ihm drei Kinder schenkte, die ebenso unerschütterlich waren wie er. Das war die Geschichte von Sankt Georg, dem Schutzpatron Englands und allergrößten der sieben Verfechter der Christenheit.

# Die drei Bären

Es waren einmal drei Bären, die wohnten zusammen in einem Häuschen mitten im Wald. Einer war winzig klein, einer war mittelgroß und einer war riesig. Jeder hatte sein eigenes Frühstücksschälchen. Der winzige Bär hatte ein ganz kleines Schälchen, der mittelgroße ein normales und der riesige ein riesengroßes. Für jeden der drei Bären gab es auch einen eigenen Stuhl, einen ganz niedrigen für den winzigen Bären, einen normalen für den mittelgroßen Bären und einen ganz hohen für den riesigen Bären. Natürlich hatte jeder der drei Bären auch sein eigenes Bett. Der winzige Bär schlief in einem ganz kleinen Bett, der mittelgroße in einem normal großen und der riesige in einem riesengroßen.

Eines Morgens, nachdem sich die drei Bären zum Frühstück Porridge gekocht hatten und jeder sich etwas davon in sein Schälchen gefüllt hatte, gingen sie, um ihn ein wenig abkühlen zu lassen, hinaus in den Wald. Die drei hatten nämlich sehr gute Manieren, und deshalb wollten sie nicht mit dem Essen anfangen, solange es noch zu heiß war. Während die drei im Wald waren, kam ein kleines Mädchen an ihrem Haus vorbei. Es hieß Goldlöckchen und wohnte am Waldrand, und eigentlich sollte es für seine Mutter ein paar Besorgungen machen. Doch Goldlöckchen hatte nicht so gute Manieren wie die drei Bären. Es blieb vor dem Haus stehen, spähte erstmal durchs Fenster und dann durchs Schlüsselloch, und



als sie sah, dass niemand zu Hause war, rüttelte sie an der Tür. Da die drei Bären gutmütig waren und dachten, alle anderen seien es auch, hatten sie nicht abgeschlossen. Also spazierte Goldlöckchen einfach hinein und war begeistert, als sie die Schälchen mit dem Porridge auf dem Frühstückstisch sah. Wäre das Mädchen so gut erzogen gewesen wie die Bären, hätte es gewartet, bis die Bären nach Hause kamen, und vielleicht hätten die drei es dann zum Frühstück eingeladen. Denn sie waren höfliche Bären – ein bisschen rau vielleicht, aber so sind Bären nun einmal. Doch abgesehen davon waren sie sehr gastfreundlich. Goldlöckchen hingegen war ziemlich dreist. Sie setzte sich einfach an den Tisch und fing an zu essen.

Als erstes probierte sie von dem Porridge des riesigen Bären, aber der war ihr zu heiß. Als nächstes aß sie von dem Brei des mittelgroßen Bären, aber der war ihr zu kalt. Also versuchte sie es mit dem Porridge des winzigen Bären, und den fand sie weder zu heiß noch zu kalt, sondern genau richtig. Und er schmeckte ihr so gut, dass sie sich über das ganze Schälchen hermachte und nicht einen einzigen Löffel übrigließ.

Dann wurde Goldlöckchen müde. Anstatt zu erledigen, was ihre Mutter ihr aufgetragen hatte, war sie nämlich lieber Schmetterlingen hinterhergejagt. Um sich ein wenig auszu-ruhen, kletterte sie auf den Stuhl des riesigen Bären, aber der war ihr zu hart. Also setzte sie sich auf den Stuhl des mittelgroßen Bären, aber der war ihr zu weich. Dann versuchte sie es mit dem Stuhl des winzigen Bären, und den fand sie weder zu hart noch zu weich, sondern genau richtig. Goldlöckchen wollte es sich bequem machen, aber für den niedrigen Stuhl des winzigen Bären war sie natürlich zu schwer, sodass

der Sitz durchbrach und sie auf dem Fußboden landete. Das machte sie wütend, denn sie war ein ziemlich jähzorniges kleines Mädchen.

Aber so eigensinnig wie Goldlückchen war, wollte sie sich unbedingt ausruhen. Deshalb ging sie die Treppe hinauf zum Schlafzimmer der drei Bären. Als erstes legte sie sich in das Bett des riesigen Bären, aber da war ihr das Kopfende zu hoch. Als nächstes legte sie sich in das Bett des mittelgroßen Bären, aber da war ihr das Fußende zu hoch. Also legte sie sich in das Bett des winzigen Bären und da fand sie weder das Kopfende noch das Fußende zu hoch, sondern alles genau richtig. Goldlückchen deckte sich zu, und es dauerte nicht lange, da war sie eingeschlafen.

Mittlerweile fanden die drei Bären, dass sie den Porridge lange genug hatten abkühlen lassen. Also gingen sie zurück nach Hause, um zu frühstücken. Aber so unachtsam wie Goldlückchen war, hatte sie in dem Schälchen des riesigen Bären den Löffel liegen lassen.

»Jemand war an meinem Porridge!«,

rief der riesige Bär dröhnend mit seiner rauhen, tiefen Stimme.

Daraufhin warf der mittelgroße Bär einen Blick auf sein Schälchen und sah, dass sein Löffel ebenfalls darin lag.

»Jemand war auch an meinem Porridge!«,

sagte der mittelgroße Bär in normaler Lautstärke mit seiner ganz normalen Stimme.

Sofort sah der winzige Bär zu seinem Schälchen hinüber und stellte fest, dass auch sein Löffel darin lag und das Schälchen leer war.

»An meinem Porridge war auch jemand, und der hat ihn aufgeessen!«,

jammerte der winzige Bär ganz leise mit seinem zarten, hohen Stimmchen.

Da wurde den drei Bären klar, dass jemand ihr Haus betreten und das Frühstück des winzigen Bären aufgeessen hatte. Sofort sahen sie sich überall um, und so nachlässig wie Goldlöckchen war, hatte sie das Kissen auf dem Stuhl des riesigen Bären nicht wieder richtig hingelegt.

»Jemand hat auf meinem Stuhl gegessen!«,

rief der riesige Bär dröhnend mit seiner rauhen, tiefen Stimme.

Das Kissen auf dem Stuhl des mittelgroßen Bären hatte Goldlöckchen plattgegessen und so nachlässig wie sie nun einmal war, hatte sie es nicht wieder aufgeschüttelt.

»Jemand hat auch auf meinem Stuhl gegessen!«,

sagte der mittelgroße Bär in normaler Lautstärke mit seiner ganz normalen Stimme.

»Auf meinem Stuhl hat auch jemand gegessen, und der hat ihn kaputtgemacht!«,



»An meinem Porridge war jemand, und der hat ihn aufgegessen!«

jammerte der winzige Bär ganz leise mit seinem zarten, hohen Stimmchen, als er die Bescherung sah.

Um sich zu vergewissern, dass sie es nicht mit einem Einbrecher zu tun hatten, suchten die drei Bären das ganze Haus ab, und natürlich gingen sie auch hinauf ins Schlafzimmer. Unordentlich wie sie war, hatte Goldlückchen das Kissen des riesigen Bären halb aus dem Bett gezerrt.

»Jemand hat in meinem Bett gelegen!«,

rief der riesige Bär dröhnend mit seiner rauen, tiefen Stimme.

Und so unordentlich, wie Goldlückchen nun einmal war, hatte sie die Nackenstütze des mittelgroßen Bären mitten auf das Bett geworfen.

»Jemand hat auch in meinem Bett gelegen!«,

sagte der mittelgroße Bär in normaler Lautstärke mit seiner ganz normalen Stimme.

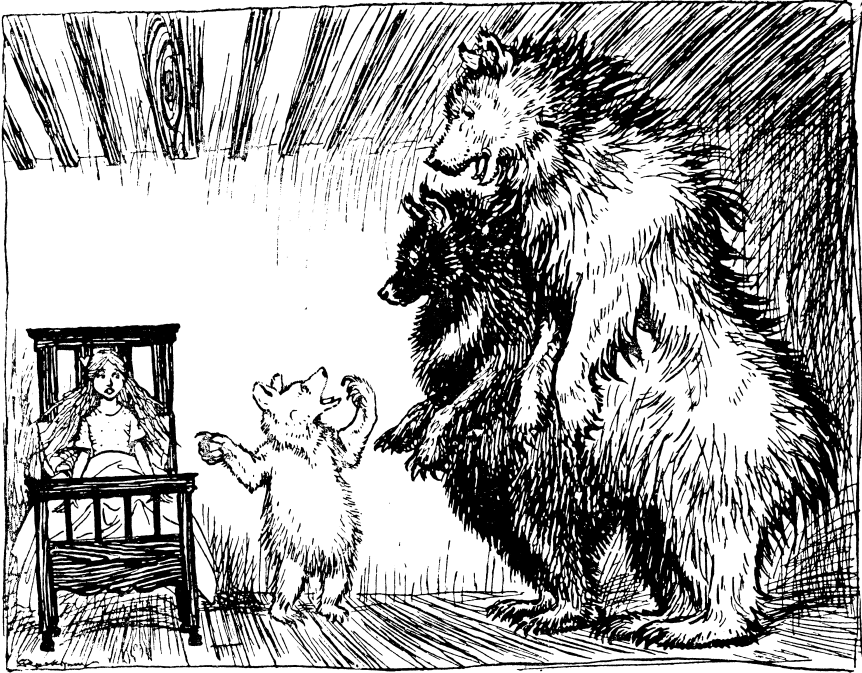
Sofort ging der winzige Bär zu seinem Bettchen, aber die Nackenstütze war noch da.

Auf der Nackenstütze lag auch das Kissen, genau dort, wohin es gehörte.

Doch auf dem Kissen ... Ja, was war denn das?

Es waren Goldlückchens goldblonde Locken, und die gehörten nicht dorthin. Denn Goldlückchen hatte dort nichts zu suchen.

»In meinem Bett hat auch jemand gelegen, und derjenige ist immer noch da!«,



*»In meinem Bett hat auch jemand gelegen, und derjenige ist immer noch da!«*

jammerte der winzige Bär nicht mehr ganz so leise mit seinem zarten, hohen Stimmchen.

Goldlöckchen hatte die raue, tiefe Stimme des riesigen Bären im Schlaf gehört, aber so fest, wie sie schlief, war sie ihr vorgekommen, als toste draußen der Wind oder als grollte der Donner. Sie hatte auch die ganz normale Stimme des mittelgroßen Bären gehört, und die war ihr vorgekommen, als hätte jemand im Traum etwas gesagt. Als sie aber das zarte, hohe Stimmchen des winzigen Bären hörte, kam es ihr so schrill vor, dass sie aus dem Schlaf aufschreck-

te. Als sie dann drei Bären an einer Seite des Bettes stehen sah, schwang sie sich auf der anderen Seite hinaus und rann- te zum Fenster. Gewissenhaft wie die Bären waren, hatten sie das Fenster so wie jeden Morgen geöffnet, um gründlich zu lüften. Und vor lauter Angst sprang das freche Goldlök- chen hinaus. Ob sie sich dabei den Hals gebrochen hat oder in den Wald gelaufen ist und sich verirrt, bevor sie den Weg nach Hause fand, wo sie erstmal eine Tracht Prügel be- kam, weil sie den ganzen Tag lang herumgetrödelt hatte, hat nie jemand erfahren. Bei den drei Bären hat sie sich jeden- falls nie wieder blicken lassen.

# Tom-Tit-Tot

Es war einmal eine Frau, die verstand sich ausgezeichnet auf die Zubereitung von Pasteten. Eines Tages hatte sie fünf davon gebacken, aber sie hatte sie zu lange im Ofen gelassen, deshalb war die Kruste ein bisschen zu hart und sie waren ein wenig zusammengesackt. Daraufhin sagte die Pastetenbäckerin zu ihrer Tochter:

»Töchterchen, stell die Pasteten einfach eine Weile auf das Fensterbrett. Die kommen wieder.«

Damit meinte sie, dass die Pasteten, noch aufgehen würden. Aber die Tochter dachte: »Wenn Mutter sagt, die Pasteten kommen wieder, kann ich ja schon mal eine essen.« Da das junge Mädchen einen gesegneten Appetit hatte, blieb es natürlich nicht bei der einen, und bald waren die Pasteten bis auf den letzten Krumen weg.

Als es Zeit für das Abendessen wurde, sagte die Frau zu ihrer Tochter: »Geh und hol uns eine der Pasteten, Töchterchen. Mittlerweile sind sie bestimmt hochgekommen.«

Die Tochter ging sogleich in die Küche, aber da war keine Spur von Pasteten zu sehen.

Also berichtete das Mädchen: »Nein, Mutter, sind sie nicht.«

»Nicht mal eine einzige?«, fragte die Mutter erstaunt.

»Nicht eine einzige«, antwortete die Tochter. Das wusste sie genau, schließlich hatte sie gerade erst nachgesehen.

»Tja«, sagte die Mutter. »Dann eben nicht. Ich werde trotzdem eine essen.«



»Aber das geht doch gar nicht«, sagte die Tochter. »Wie willst du denn eine Pastete essen, wenn überhaupt keine da sind. Die sind nicht wiedergekommen.«

»Ich will trotzdem eine«, sagte die Mutter ein wenig ungehalten. »Nun hol mir endlich eine der Pasteten, Kind! Nimm die, die am besten aufgegangen und am weichsten ist. Ich werde mir schon nicht die Zähne daran ausbeißen.«

»Die beste oder die schlechteste, davon hast du jetzt nichts«, gab die Tochter schnippisch zurück. »Ich habe nämlich alle aufgegessen. Und weil sie nicht wiedergekommen sind, kriegst du eben keine.«

Da sprang die Mutter auf und lief in die Küche, um sich selbst zu überzeugen. Schon auf den ersten Blick sah sie, dass sämtliche Backformen leer waren und sie an diesem Abend wohl nicht mehr aufgetischt bekommen würde als das wirre Gerede ihrer Tochter.

Anstatt zu Abend zu essen, setzte sich die Mutter mit ihrem Spinnrocken vor die Tür und begann Garn aufzuspulen. Dabei sang sie vor sich hin:

»Fünf Backformen hat mein Töchterchen leer gemacht.  
Fünfe alleine an einem Tag!  
Das macht ihr so schnell keiner nach.«

Die Mutter staunte nämlich nicht schlecht. Konnte sie es doch selbst kaum glauben.

Wie der Zufall es wollte, ritt an jenem Abend der König durch die Gasse, in der die Pastetenbäckerin wohnte. Aber er konnte nicht genau verstehen, was sie vor sich hin sang. Also zügelte er sein Pferd und fragte:

»Wovon singt Ihr da, gute Frau?«



Die Mutter war zwar nach wie vor vollkommen perplex über den allzu gesegneten Appetit ihrer Tochter, aber sie fand, das ging niemanden etwas an, und den König schon gar nicht. Also sang sie stattdessen:

»Fünf Garnrollen hat mein Töchterchen fertig gebracht.  
Fünfe alleine an einem Tag.

Das macht ihr so schnell keiner nach.«

»Fünf Rollen Garn!«, rief der König erstaunt. »Bei meinem Hosenband und meiner Krone! Dass jemand so viel schafft, habe ich noch nie gehört. Gute Frau, ich bin gerade auf Brautschau, und mir scheint, Eure Tochter wäre genau die Richtige

für mich. In ihrem ersten Jahr als Königin gibt es allerdings eine Bedingung. Elf Monate lang soll sie alles bekommen, was ihr Herz begehrt. Sie kann sich die besten Speisen und die feinsten Kleider aussuchen, und so viele Hofdamen, wie es ihr beliebt. Im zwölften Monat aber soll sie jeden Tag fünf Rollen Garn spinnen. Und wenn sie das nicht schafft, muss sie sterben. Was haltet Ihr davon? Sind wir uns einig?»

Die Pastetenbäckerin war einverstanden. Machte ihre Tochter, wenn sie den König heiratete, doch eine großartige Partie. Was die fünf Rollen Garn betraf, dachte sich die Mutter: Kommt Zeit, kommt Rat. Abgesehen davon waren elf Monate eine lange Zeit. Vielleicht hatte der König den Handel bis dahin längst vergessen.

Erstmal würde ihre Tochter jedenfalls Königin werden. Also heirateten die beiden und elf Monate lang war die junge Braut so glücklich, wie man es nur sein konnte. Sie durfte essen, was und so viel sie wollte, trug die feinsten Kleider und hatte einen ganzen Hofstaat um sich herum. Und der König war der lebenswürdigste Ehemann, den man sich nur vorstellen konnte. Doch als der zehnte Monat anbrach, musste das Mädchen wieder an die fünf Rollen Garn denken, die es Tag für Tag spinnen sollte, sobald der elfte Monat vorüber war. Oder hatte der König den Handel tatsächlich vergessen? Als der elfte Monat anbrach, hatte die junge Königin nachts schon Albträume. Dabei hatte der König kein Wort mehr über die Abmachung verloren und sie hoffte, er würde gar nicht mehr daran denken.

Am letzten Tag des elften Monats jedoch führte der König seine Frau in einen Raum, den sie zuvor nie betreten hatte. Der Raum war leer und er hatte nur ein einziges Fenster – und darunter standen ein Schemel und ein Spinnrad.

»Bald ist es so weit, meine Liebe«, sagte der König. »Ab morgen wirst du einen Monat lang jeden Tag hinter verschlossener Tür in diesem Raum verbringen, mit nichts als etwas zu Essen und genug Flachs für fünf Rollen Garn. Und wenn du die nicht bis zum Abend gesponnen hast, wirst du geköpft.«

Das jagte der jungen Königin gehörige Angst ein. Sie konnte doch gar nicht spinnen, weil sie sich in ihrer Gedankenlosigkeit nie die Mühe gemacht hatte, es sich bei ihrer Mutter abzuschauen. Was sollte sie nur machen? Jetzt, da sie Königin war, konnte ihre Mutter ihr auch nicht mehr helfen, denn die wohnte ja nicht bei ihr im Palast. Die junge Königin verbarri-



kadierte sich in ihrem Zimmer, setzte sich auf einen der gepolsterten Hocker und fing bitterlich an zu weinen.

Während sie dort hockte und sich fast die Augen ausweinte, hörte sie an der Tür ein sonderbares Rascheln. Zunächst dachte sie, es wäre eine Maus. Oder hatte jemand angeklopft und vor lauter Schluchzen hatte sie es nicht gehört?

Sie raffte sich auf und öffnete die Tür. Und sie traute ihren Augen kaum, als sie sah, wer oder besser gesagt, was dort vor ihr stand. Es war ein kleines, schwarzes Etwas mit einem langen, dünnen Ringelschwanz, der blitzschnell hin und her peitschte und sich aufrollte.

»Warum weinst du denn?«, fragte das kleine, schwarze Etwas und machte eine Verbeugung, wobei es seinen Ringelschwanz so blitzschnell aufrollte, dass man es mit einem Blick kaum verfolgen konnte.

»Was geht dich das an?«, fragte die junge Königin ihrerseits und wich einen Schritt zurück, denn dieses Etwas mit seinem langen, dünnen Ringelschwanz schien ihr nicht ganz geheuer.

»Sieh einfach nicht hin, wenn es dir unheimlich ist«, sagte das kleine, schwarze Etwas mit einem frechen Grinsen. »Aber schau mal auf meine Füße! Sind die nicht schick?«

Das Etwas trug hochhackige, spitze Schnallenschuhe. Und die waren tatsächlich recht schick, sodass der Königin der lange, dünne Ringelschwanz kaum noch auffiel und ihr das kleine, schwarze Etwas schon weniger unheimlich war. Als das Etwas noch einmal fragte, warum sie weinte, zog sie die Nase hoch und antwortete: »Es dir zu erzählen, wird mir auch nicht helfen.«

»Woher willst du das wissen?«, fragte das kleine, schwarze Etwas, während sein langer, dünner Ringelschwanz hin und

her peitschte und sich immer schneller aufrollte. »Sei ein braves Mädchen und erzähl es mir.«

»Na gut«, sagte die junge Königin. »Kann ja nicht schaden, wenn es schon nichts nutzt.« Sie wischte sich die Tränen aus ihrem hübschen Gesicht und erzählte dem kleinen, schwarzen Etwas alles von Anfang an, von den Pasteten, die ihre Mutter gebacken hatte, bis zu den fünf Rollen Garn, die sie nun Tag für Tag spinnen sollte.

Daraufhin brach das kleine, schwarze Etwas in schallendes Gelächter aus. »Was denn, das ist alles?«, fragte es und fügte hinzu: »Das lässt sich ganz einfach regeln. Ich komme jeden Morgen an dein Fenster und hole mir den Flachs, und am Abend bringe ich dir die fünf Rollen Garn. Einverstanden?«

Die junge Königin mochte zwar ansonsten gedankenlos sein, aber nun war sie doch auf der Hut.

»Und was verlangst du dafür?«, fragte sie das kleine, schwarze Etwas.

Das Etwas ließ seinen Ringelschwanz so schnell hin und her peitschen, dass man ihn kaum noch erkennen konnte. Dann stellte es sich in seinen schicken Schuhen auf die Zehenspitzen, setzte abermals sein freches Grinsen auf und warf der Königin einen verschlagenen Blick zu. »Jeden Abend werde ich dich drei Mal raten lassen, wie ich heiße. Und wenn du meinen Namen bis zum Ende des Monats nicht erraten hast, tja dann ...« – das kleine schwarze Etwas ließ den Ringelschwanz noch schneller hin und her peitschen, stellte sich noch höher auf die Zehenspitzen und setzte ein noch frecheres Grinsen auf – »dann gehörst du mir, schönes Kind.«

Einen ganzen Monat lang jeden Abend drei Mal raten! Da sollte es doch wohl kein Problem sein, auf den Namen des kleinen, schwarzen Etwas zu kommen, dachte sich die junge